

Alb im Raubreif

Von Franz Georg Brustgi

Früher Nachmittag ist's. Wir steigen, von der warmen Sonne verlockt, die äußerste schmale Gasse des Dorfes hinauf der Ohmishalde zu, die auf ihrem breiten Rücken ein Stück einsam-schöne Albweide trägt. Es ist zum Wundern! Mitten im Winter – ja, er hat kaum recht begonnen – alle Anzeichen eines herrlichen Vorfrühlings! Aus den rostbraunen Wiesenhalden an der Sommerseite scheint jeden Augenblick das erste Grün zu brechen. Man glaubt bei angehaltenem Atem das klingende Rieseln des steigenden Saftes in den Stämmen und Zweigen zu vernehmen, die jungen Triebe sich strecken zu sehen, und man atmet von heimlichen Wünschen verführt schon den brünstigen Erdhauch der erwachenden Felder. Lis, mein Langhaar-Dachshund, schnuppert mit steil erhobener Nase gegen den Wind, der kühl und manchmal in schneidend hohem Ton von der waldigen Höhe ins Tal herabzuströmen beginnt.

Schon hinter der ersten Biegung des Waldweges begegnet mein Auge etwas Ungewohntem, das mir den so vertrauten Ort fast fremd erscheinen läßt. Zwischen spärlich zerstreuten Baumgruppen taucht eine große Blöße auf. Mit einer merklichen Trauer, die mich plötzlich anschleicht, sehe ich, was geschehen. Wie Halme eines riesigen Roggenfeldes liegen die grauen Buchenstämme niedergemäht durcheinander. Äste fallen mit dumpfem Laut in die trotzen Wurzeln und wehrlosen Äste; mit monotonem Gesang schneidet die Säge Glied um Glied von den starren Baumkörpern ab. In der nun steil ansteigenden Schlucht, zwischen bemoosten Steinblöcken vorm Wind geschützt, brennt ein Feuer aus Grünholz. Zurechtgesägte Sitzblöcke, Rucksäcke und irdene Mostkrüge der Arbeiter umstehen die Herdstelle. Zartgrauer Rauch, dünn und durchsichtig wie Flor, weht in die blaukühle Kuppel des Himmels empor. Ich schaue noch einmal zurück auf die ausgelichtete tote Stätte, die von trauernd stummen Baumbrüdern umstanden ist, und fühle in meinem Herzen eine schmerzende Leere, als sei mir selber eine tiefe Wunde geschlagen worden.

Mühevoll ist der Aufstieg durch die Schlucht. Streckenweise ist der ausgewaschene, abschüssige Weg zur Rechten von einem aus Baumstämmen roh gezimmerten Geländer begleitet. Dunkel und eisig kalt kauert dahinter der Abgrund. Ich treibe, der beengenden Düsternis zu entkommen, rascher empor. Lis hält sich dicht an meinen Fersen. Höher, immer höher. Schon wird es um mich und über mir lichter. Da zwingt's mich stehenzubleiben und zu lauschen. Nein, Regen kann es nicht sein! Ich schaue auf. Ein Stück Himmel webt seidig blau zwischen dem dunklen Astgeflechte gerade über mir, blendend blank den Glanz der unsichtbaren Sonne wiedergebend. Und doch: diese leise, bald anschwellende, bald sich verflüchtende silberfeine Melodie, wie sie zarter Frühlregen im dünnen Fallaub des Waldes spielt. Da gleitet mein Blick an den hochstrebenden grauen Baumpfeilern empor bis in das Gewölbe der Wipfel, die nicht mehr zu den erdschweren Stämmen und Ästen zu gehören scheinen, sondern wie ein strahlender Heiligenschein ins Überirdische verschweben. Alle die unzähligen kleinen Zweigchen sind mit tausend und abertausend Diamanten eingefaßt, funkeln und glitzern und winden in blendendem Lichterspiele die Wunderkrone, über die unendlich die Himmelskuppel sich breitet. Doch was Nacht und Mond und Sterne zauberhaft heimlich geschaffen, das macht nun der Tag und die helle Sonne zunichte. Kristall um Kristall löst sie mit tastenden Fingern aus dem kunstvollen Gebilde und wirft sie in kindlich mutwilligem Spiele zur Erde. Dieses Klingen und Läuten zartester niederrieselnder Eissterne und Eisnadeln war es, was da so wunderbar an mein Ohr gedrungen war. Der Raubreif fiel.

Mit wenigen Schritten habe ich den engen Felsenpaß vollends durchstiegen und stehe nun inmitten der schillernden, blinkenden, weißen Pracht auf der von sanften Hügeln durchwellten Hochfläche der Alb. Überm schwarzgrünen Zackenband des Tannenwaldes hängt hauchzart der halbe Mond, die silberne Schale nach unten geneigt, als schütte sie all diesen Zauber über die staunend stille Welt aus. Auf Wald

und Busch und Weide der funkeln helle Sonnenglast. Und welche Musik! Immer noch die zart klingende Melodie der in den Schnee herabrieselnden Eiskristalle; nun aber als machtvolles Gegenspiel ein schwerer bronzener Glockenton: die kühle, kräftige Hand des Windes, die durch die straffen Saitenstränge der Äste und Zweige fährt. Lange stehe ich, schaue und lausche und lasse meine Gedanken gehen.

Mit harten Stößen fällt der Wind aus dem Wald. In weiten Sprüngen schleudert es die kleine, zottige Lis durch die froststarrten Gräser hin, ein paar flatternden welken Blättern nach. Ich schlage den Mantelkragen hoch und stapfe weiter. Der verwehte Weg führt an einer halbzerfallenen Steinhütte vorbei. – Da sehe ich wieder das Feuer der Holzfäller zwischen den Felsbrocken rauchen, glaube die wohlige Wärme der züngelnden Flammen zu spüren und bin in längst vergangene Zeiten zurückversetzt. Ich sehe mich als den Buben, den zwölf-, dreizehnjährigen, der so manches Mal mit einer Schar gleichaltriger Freunde in dieser Unterkunftshütte Feuer gezündelt und darin die aus den Feldern gegrabenen Kartoffeln gebraten hat. Nie wieder in späteren Tagen haben sie mir so gut gemundet. Und einmal, es war in einem Winter mit fast knietiefem Schnee, hatte ich drüben gegen den Tannenforst hin eine Blutspur entdeckt. Große, hellrote Blutstropfen glühten, zuerst in weiteren, dann in immer enger werdenden Abständen, in dem weißen Linnen. Nirgends aber waren Stapfen zu erkennen, die von Füßen herrühren konnten. Mit klopfendem Herzen war ich der Todesspur gefolgt und hatte am Waldrand einen verendeten taubengroßen Vogel gefunden. Er hatte das schützende Dunkel nicht mehr erreichen können.

Ein schriller Schrei schreckt mich aus meinem Sinnen auf. Ein Häher, vom Hund aufgespürt, flügelt zeternd aus dem Haselgebüsch. Vom Walde her reißt der anwachsende Wind das scharfe Gebell eines Hundes herbei. Lis stellt die Ohren und antwortet. Wir halten die Richtung ein, aus der das Bellen kommt, und nach

einer kleinen Weile tauchen die massigen Dächer der St. Johanner Hofgebäude auf. In der niedrigen Wirtsstube zunächst dem Ofen sitzen zwei durchgefrorene Grünkittel. Ihnen gegenüber, am Schanktisch, nehme ich Platz. Das Mädchen, eine ländliche, dunkelbraune Schöne, kommt und fragt nach meinen Wünschen. „Roten!“, sage ich. „Vom besten und gut angewärmt!“ Schon nach dem zweiten Schluck fühle ich alle meine Lebensgeister angeregt und strecke die Glieder unterm Tisch, daß sie knacken. Lis reckt sich genießerisch-müde hinter dem Ofen, und ich unterhalte mich durch die wogende Rauchwolke hindurch mit den beiden Jägern auf die angenehmste Weise. Sie paffen starken Tubak, was ihre Pfeifen und was ihre Geschichten anlangt. Das Mägdlein muß fleißig ab- und zugehen mit den Malzhumpen und wechselt beim Anhören des Lateins vom Lachen ins Rotwerden und vom Erröten ins blasse Angstkriegen. Und die Geschichten sind alle wahr und erlebt, so gewiß als ... „Wer's glaubt!“ winkt sie leichthin ab und verzieht sich für eine Weile in die Küche zu ihresgleichen.

Als man Licht braucht, mache ich mich auf den Heimweg. In den zerschlissenen Baumkronen hängt die frühe Nacht. Dunkel und sternlos. Dampf wie ferner Donner rollt der Sturm in meinem Rücken daher. Dann wieder hell und schrill wie Glockengeschirr jagender Pferde vor lautlos gleitenden Schlitten. Der schwarze, unheimliche Leib des Waldes ächzt und stöhnt. Etwas drückt sich eng an meinen Fuß. Ich greife hinunter. Lis ist es. „Ja, komm mein Hund! Nacht und Sturm könnten dich mir entwenden!“ spreche ich zu ihm geneigt, streichle seinen Kopf und lege ihm die Leine an. Ich höre das Einschnappen der Zwingen in den Ring des Halsbandes und fühle die Kühle der froststeifen Lederschleife, die meine Faust in der Manteltasche umschließt. Dann setze ich meinen späten Heimweg fort; hinter mir das dumpfe Donnern und schrille Schellenklingen, dicht über mir den schweren, schwarzen Wolkenhimmel ohne Mond und Sterne.

Woher ich kam – wohin ich geh ...

Woher ich kam?
Aus fernem Sein,
Aus tiefem Schacht
Und Ahnenreih'n.

Wohin ich geh?
Ins andre Land,
Das mir und dir
Noch unbekannt.

Und dennoch ruht
Im dunklen Grund
– Ich ahn es nur –
Der gold'ne Fund,

Daß zwischen heut
Und morgen steht,
Was ewig währt
Und nie vergeht.

Paul Häcker